

Die Silhouette

Autor(en): **Chappuis, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 50

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lang zu überlegen, wählte sie ein Auto und ein Flugzeug aus Blech.

Die beiden nackten Rangen spielten unweit mit ihren Schänen, für die sie Garagen aus Sand und vertrockneten Palmblättern erbaut hatten. Dagi aber war ganz große Dame und ihrer Würde als Klubpräsidentin voll bewußt.

Für das Spiel brauchte es keine großen Umstände. Als Spielplatz diente der weiße, feste und doch weiche Strand vor den Hütten. Nur die Bälle waren europäischer Herkunft, alle sonstigen Spielgeräte waren papuanischer Fabrikation. Als Tor dienten Palmwedel, als Schlaghölzer Palmstrünke. Auch sonst waren die Spielregeln ein wenig abgeändert, und ein passionierter Kridetspieler wäre vielleicht entsetzt gewesen. Aber die Mädchen spielten mit einem wahren Feuereifer, und auf alle Fälle sah es wunderhübsch aus. Wenn sie die Bälle schlugen und im Schwung des Schlages sich um ihre eigene Achse drehten, schlangen die Grasröde hoch und standen fast waagrecht ab wie bei einer Ballettänzerin in schwieriger Pirouette. Wenn sie den Ball fingen, sprangen sie hoch, daß die Röde wie wilder Wellenschlag um sie schlugen, und wenn sie bei Platzwechsel in rasend raschem Lauf über den Strand rannten, hüpfen die schönen festen Brüste selbst wie runde Bälle.

Es spielten nur Mädchen. Junge Männer spielen auf Papua kein Kridet. Das ist ihnen zu sanft, sie spielen Rugby. Schließlich ist man nicht umsonst Nachfahre von Koppjägern.

Aber einzelne junge Männer schauten zu, darunter auch Tawara, Dagis Bräutigam. Dagi ist schon verlobt, und wie mir Lohija erzählte, soll sie bald heiraten. Ich glaube, er ist sich mit seinem Schwiegersohn in spe nur noch nicht über den Kaufpreis einig. Durch diesen Kaufpreis geht das Mädchen in den Besitz des Mannes über. Darum wurde auch vor der Ankunft der Weißen Ehebruch wie Diebstahl bestraft, das heißt durch Totschlägen. Als die englisch-australische Verwaltung diesen Brauch verbot, waren die Papuaner so entsetzt über die Unmoral des Gouvernements, das Ehebruch straflos ließ, daß wenigstens Gefängnisstrafe darauf gesetzt werden mußte.

Tawara hockte ziemlich teilnahmslos am Fuß einer Palme. Er sieht eigentlich reichlich wild und unziivilisiert aus, und spricht auch kein Wort englisch, im Gegensatz zu Dagi, die es in der Missionschule lernte. Tawara hat ein fast unheimlich umfangreiches Wuschelhaar. Um diesen Urwald zu durchspflügen, braucht er einen Kamm von der Größe eines Dreizacks. Dieser Dreizackkamm ist eine alte Arbeit, wunderbar geschmückt. Ich hätte ihn Tawara gerne abgekauft, aber als ich Dagi und Tawara einmal bei einem Schäferstündchen auf der Plattform ihres Hauses überraschte, bei dem Tawara mit diesem Riesenkamm sich und seiner Verlobten den Kopf kratzte und sie sich gegenseitig die Läuse absuchten und mit Behagen verpeisten, stand ich von meinem Vorhaben wieder ab.

Mit der Zeit kommen mehr Zuschauer, darunter ein Mann und eine Frau, die uns freundlich angrinsen, als ob sie uns schon lange kannten. Natürlich grinsen wir freundlich zurück, obgleich wir keine Ahnung haben, wer sie sind. Aus dem Dorf sind sie augenscheinlich nicht; denn die Einwohner von Hanuabada halten sichtlich Abstand.

Die Mädchen sind unermüdblich im Spiel. Ich weiß nicht, wie lange ich ihnen schon zusehe, allein der Anblick der schlanken, rasch bewegten Körper in ihrem Muskelspiel ist so reizvoll, daß man des Schauens nicht müde wird. Nur den Kindern wird es langsam langweilig. Renate geht auf Entdeckungsvorhaben aus, und ich sehe sie in ziemlicher Entfernung die Sprossenleiter zur Doba, zum Gemeindeversammlungshaus, hinaufflettern. Ich hätte ihr eigentlich sagen sollen, daß sie das nicht tun darf. Die Papuaner sind

außerordentlich taktvoll, und es gilt als grober Verstoß gegen den Takt, die Häuslichkeit des andern auch nur durch ungehörige Blicke zu belästigen, geschweige denn unaufgefordert einzudringen. Vielleicht spielt sich deshalb auch trotz aller Zusammengedrängtheit der einzelnen Familien das Leben in den Papuadörfern so reibungslos ab. Solange wir da waren, nie hörten wir Zank, Geschrei oder Streit.

Eigentlich sollte ich Renate rufen, aber ich bin gerade beim Photographieren, und ich will mir diese reizvolle Bilder nicht entgehen lassen. Auch Ralph ist verschwunden. Ich sehe ihn unten am Meer. Augenscheinlich sammelt er Muscheln. Das heißt, hier ist nicht viel los mit Muscheln, und so verlegte er sich — wie wir später erfuhren — aufs Tauschgeschäft. Er hatte bemerkt, daß die schwarzen Rangen nach jeder Aufnahme wild um die abgerissenen und weggeworfenen Deckblätter der Filmpacks raufen. Seitdem hat er mich jedesmal darum. Nun stand er da, inmitten eines Hausens lärmender, sich drängender und stoßender nackter schwarzer Bengels und tauschte jedesmal sechs Muscheln gegen ein Ufa-Deckblatt.

Die Silhouette.

Von Edgar Chappuis.

Hundert ausgetretene, knarrende Treppenstufen führten empor durch den engen, immer übelriechenden Schloß des Mietskasernentreppenhauses, das mitten in der armseligsten Altstadt lag.

Und war man diese hundert Stufen hinaufgeklettert, der beständigen Dunkelheit wegen, oft stolpernd und beinahe fallend, so stieß man oben an eine ungehobelte, aus rauhen Brettern zusammengefügte Türe, die zu einer schmalen, niedrigen Dachkammer führte, in der ein Bett, ein Stuhl, ein wackeliger Tisch und eine Kiste voll der Häufigkeiten des Besitzers dieser Höhenbehauung standen.

Kurt Brunner, schwächling, blaß, mit aschblondem kurzgeschnittenem Haar und wasserblauen Augen, war soeben hier eingetreten, dehnte seine Arme aus, so weit er es vermochte, stieß aber dabei an beiden Seiten jämmerlich an.

Allein lebte er hier in der fremden Stadt, wo er vor Wochen eine kärglich bezahlte Stelle als Ausläufer gefunden hatte. Und wenn er, wie das außer Sonntags immer der Fall war, erst zu später Abendstunde seine Kammer auffuchen konnte, breitete sich vor dem kleinen Fenster die Nacht aus, und nur mühsam konnte man ein Gewirr von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, hochgetürmten Brandmauern erkennen, denn von da aus sah man nichts anderes. Aber doch noch etwas: Die unendliche Weite des Himmels, die sich über der Stadt hindehnte, so weit und fern, daß man es vermochte, an die unendlich ferne liebe Heimat zu denken, über der sich der gleiche Himmel breitete und die nämlichen Sterne sichtbar waren.

Es war eine milde Nacht. Kurt stand am Fenster und schaute träumend hinaus. Er besaß weder Freunde noch Bekannte in der Stadt, fühlte Bitterkeit und Heimweh in seinem jungen Herzen. Tagsüber hieß es hart arbeiten, rennen und laufen, treppauf und -ab, immer im Sprung, dazu gescholten und angebrüllt. Es sollte noch immer schneller gehen. Und dann abends. O Gott, diese unendlich langen, trüben, einsamen Abende allein mit sich und seinen wehmütigen Gedanken! — Sich zerstreuen, Kinos besuchen, Wirtshäusern? Mit was für Geld, wo man kaum genug für den nötigsten Lebensunterhalt verdiente. So sah man zu Hause, las irgend eine alte Zeitung, die man im Geschäft gefunden, sah vor sich hin, machte Zukunftspläne, die wohl nie verwirklicht werden konnten.

Kurt hauste hier oben im fünften Stocke allein mit den Katern, die über die Dächer auf Raub ausgingen, und allein mit den Späzen, die sich zankten und den andern Vögeln des Himmels, deren süßer Gesang ihn frühmorgens aus dem Schlummer weckten.

Weich drang die Luft durch das Fenster, aber von faden, übelriechenden Dünsten erfüllt, die aus Küchen und Hinterhöfen emporstiegen, vermischt mit unbestimmbaren Lauten, die aus Gezänk, Schwagen, Lachen, Fluchen und Kinderweinen der vielen armen Mitbewohner zusammengelekt waren.

Wie Kurt in die Höhe blickte, flimmerten friedlich und mild die Sterne. Welch stille ruhige Welt der Unendlichkeit über all dem Unfrieden und der ruhelosen Hast unten auf der Erde. Tat das wohl, dieses Glitzern und Scheinen, dieses Sichversenken in fremde himmelferne Weiten, von denen man so wenig wußte, was sie aber umso märchenhaft schöner und geheimnisvoller machte. Auf einmal hatte er alles um sich vergessen, staunte, träumte, sah das Elternhaus, die Geschwister, Vater und Mutter. Auch sie würden jetzt die Sterne funkeln sehen und wohl an ihn in der Fremde denken. Aber dort rauschte noch das Nordmeer gleichmäßig sein ewiges Lied über die flache Dünung, dort zuckten die Lichter des Leuchtturms in gleichmäßigen Abständen auf und erloschen wieder. Hier war bloß ein schmaler See, waren auch Berge, grünbuchelig und lieblich, waren irgendwo, weit draußen vor der Stadt, wohin man selten gelangen konnte, ernste, wohlthuende Wälder.

Irgendwo heulte ein Hund in die Nacht. Ein Kind schrief auf, eine Frauenstimme keifte darein. Dann war wieder alles still. Nur die Sterne wandelten, zogen weiter, ihrer vorgeschriebenen Bahn entlang in die Unendlichkeit, von der man nichts wußte, die man nur erahnte als etwas ganz Großes und Heiliges.

Vom nahen Peterskirchturm schlug es dröhnend elf Uhr. Die Häuser schliefen ein, dunkel, lautlos. Nur die Sterne wandelten weiter, kannten weder Anfang noch Ende, wußten nichts von Tag und Nacht. —

Auf einmal flammte gegenüber von Kurts Mansardenfenster ein kleines Lichtlein auf, schien trübe, aber traulich, wie ein warmer, lieblicher Punkt verborgenen Lebens. Und hinter dem geschlossenen Fenster huschte es hin und her, schattenhaft, wie ein Kobold, wie ein Schemen, aus dem man nichts zu machen weiß, weil er einer andern unwirklichen Welt angehört. Kurt schaute und schaute und mählich wurde der Schatten deutlicher, hob sich als scharfumrissene Silhouette vom helleren Hintergrunde ab: Ein junges Mädchen!

Also war er doch nicht so mutterseelenallein wie er gewöhnt. Also lebte ganz nahe von ihm, durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, ein anderes, junges Menschenkind, vielleicht ebenso verlassen und einsam, ebenso sehnsüchtig auf Liebe eingestellt.

Kurt sah nicht mehr die Sterne, sah nur noch das erleuchtete Fenster und die Silhouette, die kam und ging. Jetzt stand sie genau vor der Lampe. Deutlich konnte er ein feines Näschen, eine hohe Stirn, die liebliche Rundung des haarumrahmten Gesichtes erkennen und davor zwei kleine feine Hände, die sich leise bewegten, wohl nähernd.

„Nenneli!“ flüsterte Kurt. Denn so wollte er fortan seine unbekannte Nachbarin nennen. Ob sie nicht seine Blicke fühlte, ob sie nicht spüren mußte, wie lieb und innig man ihr bei der Arbeit zusah? —

Das Licht erlosch. Dunkelheit überall, Stille, Schlaf und Ruhe. Ohne Licht zu machen kleidete sich Kurt aus, legte sich zu Bett und schlief bald ein, in holden Träumen „Nenneli“ erblickend, die ihm zulächelte und ihn grüßte.

Gleichmäßig vergingen die Tage in Pflicht und Arbeit. Nur abends kam die heimliche Feierstunde am Fenster,

kam die lautlose Unterredung mit dem Schatten am gegenüberliegenden Fenster, denn er hatte das Mädchen noch nie bei Tag erblickt. Aber morgen war Sonntag. Da hieß es auf der Lauer sein.

Schon früh erhob er sich, spähte hinter den schmutzigen, vergilbten Gardinen nach ihr. Zwei Geranienstöcklein schmückten das Fenster, dahinter sie wohnte. Vor seinem Fenster zankten sich zwei Sperlinge um einen fetten Wurm, den sie irgendwo in einer Hofpfütze gefunden. Doch der Streit wurde jäh durch das Nahen einer schwarzen Katze unterbrochen, die geduckt und schleichend über den Dachfirst kam und die Vögel in das Himmelsblau auffliegen ließ. Doch das sagte Kurt wenig. Die Geranien bedeuteten weit mehr, waren geheimnisvoll, wichtig, voll eines unennbaren Zaubers, und siehe da! Das Fenster öffnete sich, in hellem, duftigem Kleidchen sah das junge Mädchen in den Sonntagmorgen, noch halb verschlafen, die blanken Neuglein hell und froh. Ein liebes Kind mit roten Wangen, dunklem Kraushaar.

Kurt rührte sich nicht. Er sah und sah, die Augen weit offen, den Atem angespannt, die Hände ineinandergekrampft. „Nenneli!“

Nun wurden die Blumen begossen. Dann schloß sich das Fenster wieder und der Zauber war vorbei. Aber der junge Mann fühlte sich den ganzen Tag froh und aufgeräumt. Er würde sie sehen und sprechen, das war ausgemacht. Freunde sollten sie werden, gute Kameraden der Arbeit.

Tage vergingen, neue kamen wieder, brachten Arbeit und Pflicht. Doch das helle Fenster blieb an einsamen Abenden und vor allem die süßen Träume, die man spinnen konnte. Und eines Sonntags war es soweit. Man traf sich beim Hofstor, sah sich etwas verlegen an, wurde rot, lächelte, grüßte. Aber dabei blieb es vorerst. Jedes ging verwirrt seines Weges, war noch zu scheu, zu jung, um sich anzureden. Nur im Herzen war es freudig und warm aufgefliegen, etwas Frühlingshafte hatte sich geregt, etwas wie Duft bunter Blumen, wie Bachesrauschen und Wind in hohen Bäumen.

Das Leben wurde lebenswerter, begann Sinn und Zweck zu haben. Man fühlte sich nicht mehr allein, wußte gegenseitig von sich, gab sich zufrieden mit dem Dasein des andern und wartete. Denn man hatte ja Zeit. —

Und es war auch gekommen, wie es kommen sollte. Nenneli, die Berteli hieß, schritt feiertäglich neben Kurt ins weite, grüne Land vor der Stadt. Ihre Augen leuchteten. Ihr Mund war offen, sprach, lachte, freute sich. Frühling war in der Natur und in ihrer Seele. Und fortan brannten abends zwei Lichter hinter weitgeöffneten Fenstern, leise, leise klangen gute, liebe Worte hin und her, überbrückten die Trennung des finstern, schmutzigen Hofes, schwangen sich wie Vöglein hinüber und herüber. Und die beiden Menschenkinder begnügten sich nicht mehr mit dem Schattenspiel von Silhouetten, sondern kamen sich oft ganz nahe in Form und Gestalt, Mund fand sich auf Mund, Auge blickte in Auge.

Nach Jahr und Tag, als der Ausläufer eine bessere Stelle gefunden hatte und die Näherin fix angestellt war, flammten hoch oben im fünften Stock hundert Stufen über der Gasse nicht nur zwei Lichter zur gleichen Zeit auf, dafür aber brannte ein frohes glückseliges helles Licht im vierten Stock, achtzig Stufen über dem Hofe auf, und hinter den mit frischen sauberen Gardinen verhüllten Fenstern tauchten zwei Silhouetten auf, bewegten sich hin und her, vermischten sich, wurden zu einem einzigen Schatten, der aber voller Licht und Sonne war, denn Berteli und Kurt hatten sich gefunden und führten fortan gemeinsam ihr Leben der Arbeit und Pflicht, das von der Liebe verschönt lebenswert und gut geworden war.